

Meine Erinnerungen an Leningrad

Ich wurde öfters von verschiedener Seite meines Bekannten- und Freundeskreises aufgefordert, meine Erlebnisse während unseres über 5-jährigen Aufenthalts in Leningrad nach dem letzten Weltkrieg aufzuschreiben. Da ich zum Zeitpunkt der Deportation gerade mal 2 1/2 Jahre alt war, habe ich mich bisher nicht entschließen können, diesem Anliegen nachzukommen, zumal es (noch) genug Leute gab, die diese Zeit dank ihrer „früheren Geburt“ bewusster erlebt haben und viel mehr Konkretes zu berichten hätten. Deren Zahl schmilzt jedoch dahin und angesichts dessen glaube ich, auf eine entsprechende Bitte von Jörg hin meine Zurückhaltung nicht länger aufrecht erhalten zu müssen. Zum besseren Verständnis der Zusammenhänge muss ich aber auch auf einen persönlichen Bericht von Dr. Falta aus der Leningrader Gruppe und Hinweise meines Bruders Georg zurückgreifen. Die Bilder stammen aus privater Quelle und aus einer Powerpoint-Präsentation der Familie Kaschlik anlässlich des 60. Jahrestages der Deportation.

Vorgeschichte:

Nach der Besetzung Deutschlands durch die alliierten Truppen und seiner Aufteilung in die 4 Besatzungszonen wurde in der SBZ der sowjetische Reparationsplan zum Wiederaufbau der sowjetischen Wirtschaft in Gang gesetzt. Das bedeutete u. a. die vollständige Demontage der Rüstungsbetriebe auf dem Gebiet der SBZ und die Zwangsverpflichtung ausgewählter Fachleute zur Arbeit in der SU. Die Vorbereitungen für die Deportation von 63 Zeiss-Spezialisten, teilweise mit ihren Familien, wurden unter strengster Geheimhaltung durchgeführt.

So klingelte dann am 22.10.1946 gegen 6 Uhr morgens ein sowjetischer Offizier mit einigen Rotarmisten an unserer Tür und eröffnete meinem Vater, dass er ab sofort unsere Habseligkeiten zusammenzupacken und bis 18 Uhr auf einen bereitstehenden LKW zu verladen hat, da er laut schriftlichen Befehls „zur Arbeit in der in der Sowjetunion mobilisiert werde“ und mit der Familie in die SU verbracht wird. Meine Mutter erzählte später, dass der Schock über diese überfallartige Aktion relativ schnell überwunden wurde oder werden musste und sie sich relativ schnell mit diesem Einschnitt in unser Leben arrangieren konnte, weil sie Werke von Tolstoi und Gogol gelesen hatte und neugierig auf das Land Tolstois, Turgenjews und Tschairowskis war. Erstaunlicherweise funktionierte die Durchführung dieses Befehls einigermaßen, da notwendiges Verpackungsmaterial bereitgestellt wurde. Ich glaube, es gab wohl nur eine Beschränkung, was man mitnehmen konnte: alles musste auf einen LKW passen. Am Nachmittag ging die Fahrt zum Bahnhof nach Apolda, wo wir zu weiteren Betroffenen stießen und ein Sonderzug für uns bereitstand (viel später erfuhren meine Eltern, dass wir zur Gruppe „Leningrad“ gehörten, eine weitere Gruppe „Moskau“ gleichzeitig auf dem Saalbahnhof und eine dritte Gruppe „Kiew“ in Göschwitz verladen wurde. Auch von Schott wurden zur gleichen Zeit Spezialisten in die SU deportiert. An diesem Tage begann auch die Demontage der Betriebe der Carl Zeiss Stiftung. Die Leningrader Gruppe bestand nach Angaben des späteren

Leiters des Fachbereichs Analytische Messgeräte bei Zeiss, Dr. Falta, aus 63 Spezialisten und den Familien der meisten dieser Fachleute.

Leben in der Fremde

Keiner wusste wohin unsere Reise genau geht und wie lange sie und der Aufenthalt in der SU dauern soll, bis wir am 30.10.46 in Leningrad am Finnischen Bahnhof im ankamen. Ich kann mich natürlich nicht an die Hinreise erinnern, ich wusste aus elterlichen Erzählungen nur, dass mein Kinderwagen auf der Fahrt zum Bahnhof vom LKW gefallen und damit verloren gegangen war und so mein Platz im Zug ein Wäschekorb war, der außer mir noch ein Säckchen mit Getreideähren von der letzten „Stoppelaktion“ nach der Getreideernte enthielt. Die Ähren waren eiserne Reserve auf unserer Reise, weil wir nicht wussten, was uns wirklich in der SU hinsichtlich der Versorgung erwartete. Die Lebensmittel waren natürlich mit diversen Decken und einem Laken abgedichtet, aber die Ähren wurden wohl schnell hervor gewühlt und die Grannen stachelten und deshalb störte mich diese „Wiese in meinem Bettchen“. Unterwegs kam der Zug an diversen Kriegsgefangenenlagern vorbei und man rätselte schon, welches Lager unsere Gruppe aufnehmen wird. Umso mehr erstaunt waren meine Eltern, dass wir uns am Ende der Reise in einem Schloss auf der Newa-Insel Kamenyi Ostrow im damaligen Leningrad wiederfanden. Ein Marmorschloss!- und Ratten, denn das stand Gebäude auf sumpfigem Untergrund und seine Kellerräume standen teilweise unter Wasser. Nach unserer Einquartierung hatte das Schloss bald seinen inoffiziellen Namen weg: „Schreckenstein“. Vor dem Krieg war es die „Datscha“ eines Regierungsbeamten aus der Zarenzeit als Sanatorium genutzt worden. Die Ratten erwiesen sich als sehr intelligent und ihre Bekämpfung wurde für die Zeiss-Ingenieure zu einer echten Herausforderung.



Während des Aufenthaltes dort setzt auch mein Erinnerungsvermögen ein und vor meinem inneren Auge entsteht wirklich ein großes weißes Schloss mit einer Auffahrt und hohen Säulen und ein großer Torbogen wölbte sich über dem Eingang in himmelblauer Farbe mit weißen Stuckverzierungen. Im Inneren gab es marmorgetäfelte Säle und eine marmorne Freitreppe zu den Wohnräumen im das Obergeschoss - es muss mich derart beeindruckt haben, dass sich meine Körperhaltung der Erhabenheit anpasste und schon hatte ich meinen ersten Spitznamen weg: „Prinz Bernhard von Schreckenstein“. Im Winter war die Auffahrt vereist und eignete sich hervorragend für uns Kleinen zum Schlittenfahren (wer hatte) oder einfach zum „glennern“. Angst vor Knochenbrüchen brauchte man bei uns nicht zu haben. Wir waren eingemummelt, dass wir fast so breit wie hoch waren, und es war mehr ein Rollen, wenn uns die Beine wegrutschten.

Meine Mutter pflegte die schöne Unsitte, uns Kindern zum Schlafengehen noch ein Plätzchen oder dergleichen als Betthupferl mit ins Bett zu geben, bis eines Nachts plötzlich ein großes Tier auf meiner Bettdecke saß, und ich rief natürlich nach Mutti, sie soll mir die Mieze aus dem Bett nehmen. Als Mutti kam und Licht machte, sah sie eine Ratte irgendwo unter einem Schrank verschwinden. Die Ratte hatte es wirklich bloß auf die Krümel abgesehen, mich hatte sie gar nicht interessiert. Der Schreck war für meine Mutter größer als für mich, ich schlummerte ziemlich rasch ein.

Bei den Ratten war auch das musikalische Interesse zumindest teilweise ausgeprägt: Bei einigen Familien gehörten Musikinstrumente einschließlich Klaviere mit zum Hausstand, wie auch bei uns. So gehörte auch Hausmusik zur gängigen kulturellen Betätigung. Dabei konnte es durchaus passieren, dass während des Klavierspiels sich plötzlich der Teppich bewegte, eine Ratte erschien und still der Musik lauschte, bis das Spiel unterbrochen wurde und sie wieder blitzartig verschwand. Die Bewegungsfreiheit der Ratten im Schloss war nahezu unbegrenzt, Hauptverkehrswege zwischen den Etagen bildeten die hohlen klassizistischen Säulen. Den regen Verkehr konnte man direkt belauschen, wenn man sein Ohr an die Säule presste. Versuche, der Rattenplage Herr zu werden, wie Verstopfen aller möglichen nutzfreen Löcher mit scherbenbewehrtem Mörtel oder Gips oder elektrische Rattenfallen und dergleichen mehr, blieben erfolglos. Sicherlich fand man auch aufgrund des hohen Intelligenzgrades dieser Tiere zu friedlicher Koexistenz als modus vivendi.



Die Bewohner des Schlosses „Schreckenstein“

Unsere Spezialistengruppe war bei der Ankunft in Leningrad aufgeteilt worden: ein Teil wurde am Südostrand Leningrads in eine neu gebaute Siedlung „Schemilowka“ untergebracht. Diese Siedlung war der Anfang eines Neubaugebietes das unter Mitwirkung deutscher Kriegsgefangener auf der brachliegenden Verteidigungslinie gegen die deutschen Belagerer errichtet wurde. Unsere Familie gehörte zu der anderen Gruppe im Schloss, die dann 1948 auch nach Schemilowka umgesiedelt wurde.



Schemilowka 1948

Schemilowka existiert heute noch und schien lange Zeit teilweise dem Verfall preisgegeben. Die Siedlung ist heute vollständig von der stetig wachsenden Stadt umgeben. Sie bestand zunächst und für uns aus fünf zweigeschossigen Häusern, errichtet im Stil des Stalinschen Neoklassizismus im Karree um einen noch zu gestaltenden Platz angeordnet. Jedes Haus war für ca. 15 Familien eingerichtet, wobei eine Familie mit bis zu zwei Kindern in einem Zimmer unterkommen musste. Mitarbeiter, die ohne Familie dienstverpflichtet worden waren, mussten sich je zu zweien ein Zimmer teilen. Familien ab fünf Personen konnten 2 Zimmer beziehen.

Diese Zimmer waren um ein großes Treppenhaus mit freistehender Holztreppe ins Obergeschoss aufgereiht. Auf jeder Etage befand sich eine Gemeinschaftstoilette und eine Gemeinschaftsküche mit Kohleherd, welcher aber selten benutzt wurde. Gekocht wurde vielmehr auf Petroleumkochern entweder in der Küche oder, wer Platz hatte, in den Wohnzimmern und dienten gegebenenfalls als zusätzliche Raumheizung und verbreiteten dabei einen „heimeligen“ Petroleumduft. Bei uns stand er auf einer stabilen Zeiss-Gerätekiste gleich neben unseren Betten.



„Haus 2“, aufgenommen im Jahre 2000, in dem unsere Familie 2 Zimmer bewohnte.

An der Vorderseite war ein großer Vorraum mit zwei gegenüberliegenden Zimmern angeordnet. Anfangs besetzten diese Zimmer russische „aufsichtsführende“ Dolmetscherinnen. Sie begleiteten auch uns bei unseren Einkäufen in der Stadt und zu Ausflügen im Stadtbereich. Später wurden diese Zimmer freigegeben für „alleinstehende“ Mitarbeiter, die mit Ihren Zimmergenossen nicht gut zurecht kamen.



Blick in unsere Wohn- und elterliche Schlafstube; die Sitzgruppe mit dem vom Vater selbstgebauten Teewagen steht vor dem Kamin des Ofens, der vom Flur aus beheizt wurde und sein Wirkungsgrad im Flur und Treppenhaus größer war als im Zimmer.



Unsere Mitbewohner von

Haus 2

Das Verhältnis von zu den Dolmetscherinnen, wie auch zur immer größer werdenden russischen Nachbarschaft, wurde im Laufe der fünf Jahre immer freundschaftlicher. auch Vertreter der Staatsmacht behandelten uns korrekt bis großzügig. Mein großer Bruder Georg, damals etwa 15/16 Jahre alt, wurde zweimal festgenommen: einmal, weil das Koppelschloss an seiner kurzen Hose einem russischen Bürger aufgefallen war und der meinen Bruder wegen Tragen faschistischer Uniformteile anzeigte und ein anderes Mal, als er auf einer Bahnfahrt von einem benachbarten Badeort an der Ostsee zurück nach Schemilowka mit seiner neuen Rollfilmkamera aus dem Zug heraus unsere Schule fotografierte, die an der Bahnlinie lag. Ein wachsamer Genosse hatte ihn angezeigt, weil zufällig ein Armeefahrzeug in dem Augenblick vorbeifuhr, als mein Bruder auf den Auslöser drückte. Im ersten Fall hatte der Zeuge angegeben, er sei mit einem solchen Koppel in Krieg von einem faschistischen Offizier verprügelt worden. Eine Untersuchung des corpus delicti ergab, dass das Koppelschloss kein faschistisches Emblem enthielt und damit kein strafbares Verhalten vorlag(das „Emblem“ war irgendwann einmal weggefeilt worden). Der Zeuge entschuldigte sich dann bei meinem Bruder.



Hier trägt Georg seine Lederhose mit besagtem

Koppel

Im zweiten Fall wurde Georg lange und umständlich von einem Milizoffizier verhört, während dieser den konfiszierten Rollfilm unter seiner brennenden Schreibtischlampe zwischen den Fingern auffällig intensiv rollte. Der Film war wohl zu locker auf seiner Holzspule aufgerollt, sodass ihm das Lampenlicht nicht gut bekam. Im Endeffekt war das Delikt „Fotografieren militärischer Objekte“ nicht mehr nachweisbar und mein Bruder war frei...

Die Siedlung war -wie erwähnt- am Stadtrand angelegt und wurde während unserer Anwesenheit erweitert, denn die Stadt brauchte dringend Wohnraum für Leningrads wachsende Bevölkerung. So entstanden sukzessive weitere größere Gebäude ähnlichen Stils, in die nach Fertigstellung nach und nach russische Familien einzogen. Zu diesen neuen Nachbarn entwickelten sich allmählich gutnachbarliche Beziehungen. Mein mittlerer Bruder, Udo, damals ca. 12 Jahre alt, hatte sogar eine russische Freundin namens Aida.



Gruppenfoto mit russischen Nachbarn, links mein Bruder Udo mit seiner Aida, der Vierte von links bin ich

Udo war überhaupt sehr kontaktfreudig, insbesondere zu Kraftfahren von den Baustellen und der nächstliegenden Buslinie, was das Erlernen der russischen Sprache für ihn zum Kinderspiel machte. Am Ende unseres Aufenthaltes sprach er fließend den Leningrader Dialekt, einschließlich eines großen Schimpfwortschatzes, sodaß selbst die Russen ihm nicht glauben wollten, ein Deutscher zu sein. Die Kinderfreundlichkeit der Russen ist ohnehin legendär, sie wurde bestärkt, wenn man ihnen Vertrauen entgegenbrachte. Udo hatte das sehr gut für seine Zwecke nutzen können, insbesondere zu den erwähnten Kraftfahrern der uns umgebenden Baustelle, und der vorbeiführenden Buslinie, und wurde unter der Hand zum „Aushilfsbusfahrer ausgebildet“. Sein kraftfahrerisches Können durfte er im nächsten Winter beweisen, als russische Kinder sich auf den vom Eis unzureichend befreiten Straßen mit ihren Schlittschuhen hinten an die Busse hängten und sich abschleppen

ließen - Schlittschuh-Jöring auf russisch. Das war natürlich auch in Russland nicht erlaubt, aber schwer zu unterbinden. Wenn Udo in der Nähe war, rief der Busfahrer ihn zu sich, setzte ihn hinters Steuer und ließ ihn zur nächsten Haltestelle fahren, während er den Kindern die Mützen abnahm und sie im hohen Bogen in den Schnee warf. Daß Udo mit seinen 12 Jahren kaum über das Armaturenbrett schauen konnte, spielte keine Rolle. Es existiert bei uns noch ein Foto von ihm hinter dem Steuer eines Busses. Udos damaliger Berufswunsch war „Krautfahrer in einer Schokoladenfabrik“. Im späteren Leben hatte er allerdings keine Gelegenheit, den Führerschein nachzuholen... Für mich war die Verständigung auf Russisch zu unbequem, hatte ich doch genug deutsche Spielkameraden und -kameradinnen.

Ein Jahr nach unserer Ankunft in Leningrad war für uns Kinder auch der Schulbesuch geregelt, bis dahin wurde die schulische Erziehung, besonders für die größeren, schon zur Zeit unserer Abreise schulpflichtigen Kinder, von den Ingenieuren und Wissenschaftlern innerhalb der Gruppe organisiert, so dass die Eingliederung in eine russische Schule erleichtert wurde. Diese erfolgte allerdings erst nach einem weiteren Jahr, in dem die Kinder in einer Spezialschule, in der „Spezialschule Nr. 1“, auf den russischen Schulbetrieb, insbesondere sprachlich vorbereitet wurden. Die Spezialschule lag in der Innenstadt und die Schulkinder wurden mit dem gleichen Werksbus zur Schule und wieder zurück gebracht, mit dem ihre Väter zu ihren Arbeitsstelle gebracht wurden. Der Fahrer war eine Seele von Mensch, er gehörte im Krieg zu der Militäreinheit, die die Versorgung der Leningrader während der deutschen Belagerung durch Lebensmitteltransporte mit LKWs über den Ladogasee sicherte und dabei verwundet worden war. Trotz dieser traumatischen Erlebnisse begegnete er uns äußerst freundlich. Die Arbeitsstellen der Spezialisten hießen damals „Progress“, und „GOMS“ (Gosudarstwennyi optitscheskij i Mechanitscheskij Sawod). Später wurde wohl Progress mit GOMS zusammengeführt und daraus ging die heutige Firma „LOMO“ (Leningradskoe Optitscheskoje i Mechanitscheskoe Obschtschestwo) hervor. Bei Progress, wo unser Vater arbeitete, wurden vorwiegend Mikroskope und astronomische Geräte hergestellt, bei GOMS im wesentlichen Messgeräte wie Spektrometer oder Bildmessgeräte.



unser Schul-und Werksbus

Ich wurde am ersten September 1951 nach russischer Tradition als Siebenjähriger in dieser Spezialschule eingeschult. Vorher musste ich mich mit meiner Mutter zur Anmeldung dort einfinden Die Schule war ein großes 4-stöckiges in den 1930-iger

Jahren erbautes Gebäude mit einem breiten Sims an der Außenwand zwischen dem 3. und 4. Stock. Bis zum Gespräch im Direktorat im 3. Stock mussten wir noch eine Weile im Schulflur warten und ich inspizierte indessen das Umfeld. Es war ein warmer Sommertag und einige Fenster waren geöffnet. Ich entdeckte den „Gang“ vor dem Fenster und stieg hinaus. Ich fand die Aussicht über den Schulvorplatz ganz toll, gleichzeitig hielt ich es für ein „gutes“ Versteck vor meiner Mutter. Die hatte von meiner Entdeckung nichts mitbekommen, bis ich ihr von draußen zurief „Mutti, such mich mal!“ Ich konnte gar nicht verstehen, dass sie fürchterlich erschrocken war, habe darauf aber glücklicherweise nicht panisch oder in Gegenteil übermütig reagiert, sondern ließ mich willig wieder hereinholen. Ich war nicht der erste Entdecker dieses Verstecks; die größeren Jungs machten sich den „Spass“, sich sogar mit Stuhl auf das Sims zu setzen, denn wer erwischt wurde, dem drohten zur Strafe 3 Tage Schulverbot...



Speziialschule Nr 1

Das war übrigens nicht der erste Schock, den ich meinen Eltern antat: Ein oder zwei Jahre vorher waren wir sightseeing in der Stadt und besuchten auch die berühmte Isaakskathedrale, bewunderten das Foucaultsche Pendel, das damals unter der großen Kuppel zur Demonstration der Erddrehung aufgehängt war, wie es nach einigen Pendelausschlägen eine auf einer Gradeinteilung auf dem Boden aufgestellte Streichholzschnitzerei umstieß und konnten dann hinaufsteigen bis auf die Laterne über der Kuppel, deren äußerer Umgang damals einen herrlichen Panoramablick auf die Stadt und das Meer gestattete. Der Umgang war gesichert durch ein eisernes Geländer mit einzelnen Stützen in relativ engem Abstand. Allerdings fehlte wahrscheinlich noch durch Kriegseinwirkung mindestens eine dieser Stützen. Mich interessierte damals weniger die Aussicht als das goldene Dach der Kuppel und ich wollte unbedingt erkunden wie es sich auf Gold läuft. Die fehlende Stütze eröffnete mir einen scheinbaren Zugang auf das Dach und ich saß schon in dem Zwischenraum und wollte mich gerade auf das greifbar nahe erscheinende Gold herablassen, als mich ein beherzter Zugriff eines Besuchers am Schlafittchen zurück riss und mich vor dem sicheren Absturz bewahrte.



Die Isaakskathedrale (Ansichtskarte von 1947)

Den nächsten Schock bereitete ich meinen Eltern unfreiwillig, als ich, damals zwischen 5 und 6 Jahre alt, und meine Brüder allein zu einem Besuch des berühmten Leningrader Staatszirkus gehen durften. Die Vorstellung war fast ausverkauft und nicht nur für mich überwältigend. Aufregung gab es dann zu Hause allerdings, denn die Brüder kehrten ohne mich zurück. Nach der Vorstellung war das Gedränge im Zirkus zu den Ausgängen riesengroß und es war fast unvermeidbar dass wir voneinander getrennt wurden, was dann auch passierte: Wir hatten uns am Ende der Vorstellung im Gedränge verloren. Ich stand da und rief die beiden, ihre Antworten wurden immer leiser. Ich war natürlich in Panik und plärrte aus vollem Hals, bis ich aufgegriffen und zu einem diensthabenden Milizionär gebracht wurde. Ich wusste zum Glück noch die Straßenbahnlinie und unseren Stadtbezirk - ich weiß beides noch heute: „Tramwai sjem, Schemilowka“. Der Milizionär fand eine Zirkusbesucherin, die zufällig in dieser Gegend wohnte, gab mir einige Kopeken als Fahrgeld und wies die Frau an, mich bis zur nächsten Haltestelle „Iwanowskaja“ bei Schemilowka zu begleiten. Den letzten halben Kilometer bis nach Hause konnte ich allein bewältigen, da die Häuser unserer Siedlung von der Haltestelle aus gut zu sehen waren. Zuhause angekommen war dann die Welt auch für meine Eltern wieder heil, ich hatte ein großes Abenteuer gehabt und war für die letzten Stunden des Tages im Mittelpunkt gesellschaftlichen Interesses. Und das Fahrgeld hatte ich auch noch in der Hand. Die Stimmung meiner Brüder war zweifellos gemischt.

Weitere Sehenswürdigkeiten zu unserer Zeit:



Die Kasaner Kathedrale (Ansichtskarte von 1951)



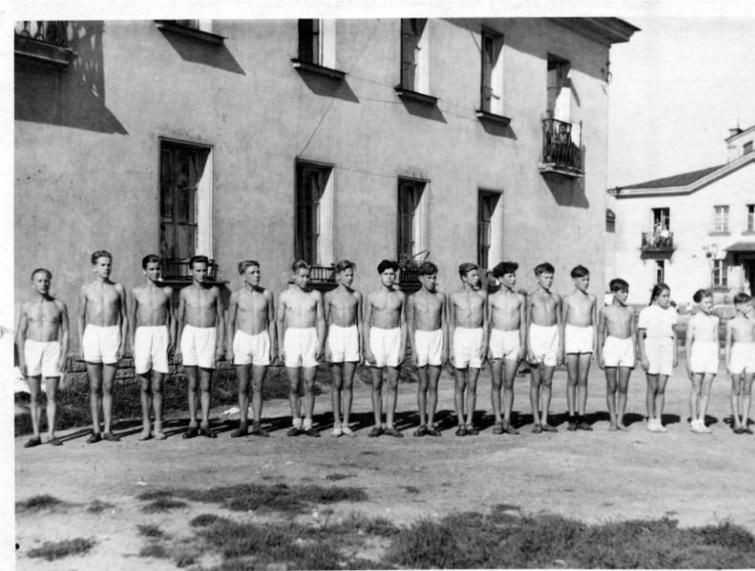
Der Platz der Paläste (Ansichtskarte von 1947)

Unsere Versorgung wurde über Lebensmittelzuteilung und Lebensmittelkarten gewährleistet. Hier tauchte erstmals ein existenzielles Problem auf: Ein oder zwei Kollegen waren durch Verwechslung auf die Deportationsliste gekommen, hatten anfangs keine Arbeit und folglich auch kein Einkommen, waren demzufolge bei der Zuteilung der Lebensmittelkarten und -kontingente nicht berücksichtigt worden (und hatten auch keine Krankenversicherung). Die Lösung dieses Problems war deshalb auch schwierig, weil wir nicht dem sowjetischen Staat mit seinem Sozialsystem zugeordnet waren, sondern unter der Obhut der Roten Armee standen. Hier mussten die Betroffenen erst mal durch die Gruppe unterstützt werden, bis sie in

ein Beschäftigungsverhältnis eingebunden werden konnten. Dafür und besonders für die Kommunikation mit den uns als Dolmetscher zugeteilten Betreuern war der Zusammenhalt in der Gruppe gefragt. Hier trat Artur Pulz, ein erfahrener Konstrukteur aus dem Konstruktionsbüro für astronomische Geräte, besonders wohltuend in Erscheinung. Er verstand die Mitarbeiter mit Engagement und klugen Entscheidungsvorschlägen zum Zusammenhalt zu motivieren und den betroffenen Kollegen zu helfen und darüber hinaus die sozialen Bindungen innerhalb der Gruppe zu festigen. So ist mir nichts bekannt geworden von größeren Zwistigkeiten innerhalb dieser Gemeinschaft, wie wir es viel später aus anderen Spezialistengruppen in der SU erfahren haben. Im Gegenteil, man half sich nicht nur gegenseitig sondern entwickelte ein kulturelles Zusammenleben, das sich in der Organisierung von gemeinsamen Aktivitäten äußerte, wie z.B. das jährliche Sommersportfest. Dies musste natürlich gründlich vorbereitet werden, sowohl in der Planung als auch materiell. Zu einem Thüringer Sommerfest gehört Sommerfest gehörte natürlich auch der Rostbraten und dafür braucht man Holzkohle. Die war nicht beschaffbar, also wurde ein Meiler errichtet und Holz zu Holzkohle gebrannt:



Zum Beginn des Sport- und Sommerfestes der Frühsport mit allen Altersklassen;



Die Riege der Jugendlichen ist
Hinter dem Übungsleiter, Herrn Kaschlik, angetreten



Übungen am selbstgebauten Reck



Der Alte macht's den Jungen vor



Auch die kleinsten sind dabei



und die Holzkohle tut ihren Dienst.



Die Kinder kamen auch bei der Verköstigung nicht zu kurz: Kindertafel beim Sommersportfest unter aufmerksamer Beobachtung der Eltern.



Spaßeinlage der Herren

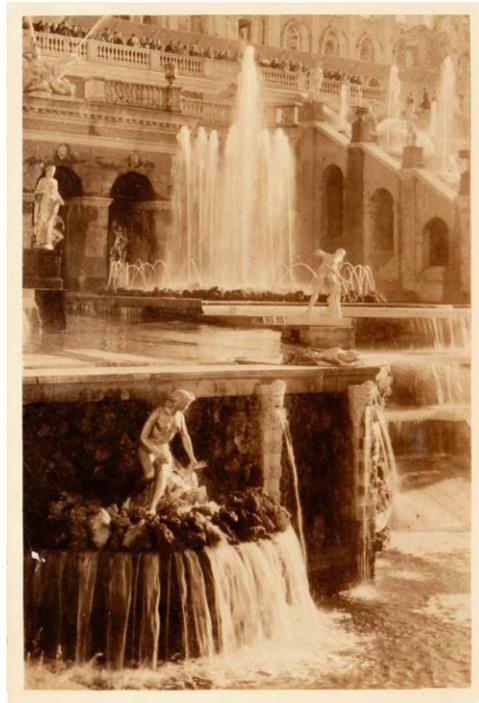
Es gab gemeinschaftliche Weihnachtsfeiern, Silvester- und Faschingsfeste:



auch gemeinsam mit einer Gruppe deutscher Spezialisten aus anderen deutschen Firmen in Leningrad, kulturelle Gedenktage, z.B. Goethejahr 1949 und Tschaikowskys 110.Geburtstag wurden begangen.



. Ein Chor hat sich
zusammengefunden, hier bei einem Ausflüge in die Umgebung. Ausflüge in die
Umgebung, zum weitgehend kriegszerstörten Peterhof,



dessen Wasserspiele, hier die Fontäne „Korsina“ über dem Wasserfall „Newa“ auf
einer Ansichtskarte von 19 48 weitgehend wiederhergestellt waren.

Auch weitere Ausfahrten, beispielsweise zu nahegelegenen Strandbädern am
Finnischen Meerbusen oder zum Neurologischen Institut Pawlows bei Koltuschi
wurden genehmigt.



Sogar bei der Einweihung des berühmten Kirov-Stadions 1950 waren wir dabei.

Die kulturellen Aktivitäten unserer Gemeinschaft wurden von der staatlichen Seite genauestens beobachtet, denn für Stadtgänge und die genannten Ausflüge war die Begleitung eines oder mehrerer Dolmetscher erforderlich, wahrscheinlich auch zu unserer eigenen Sicherheit. Mögliche Befürchtungen der Behörden, unsere Aktivitäten könnten den Unmut der noch immer unter den Kriegsfolgen leidenden Bevölkerung nach sich ziehen, bewahrheiteten sich nicht, und sie beeinträchtigten auch nicht das stetig besser werdende Verhältnis zur russischen Bevölkerung, obwohl offensichtlich war dass unsere Lebensbedingungen besser waren, als die Ihrige .

Erwähnenswert ist, dass sich ein Kontakt zwischen den deutschen Kriegsgefangenen und uns entwickeln konnte, die durch Zuwendungen von unserer Gruppe an sie gepflegt und von der Standortführung der Roten Armee stillschweigend geduldet wurde. Die Gefangenen bedankten sich mit selbstgefertigten Geschenken, wie Schnitzereien oder Aquarellen und dergleichen. Meine Eltern hatten von einem begabten Hozschnitzer eine Tischlampe mit einem einstückigen gedrechselten und geschnittenen Stiel und Fuß zum Andenken geschenkt bekommen. Bei mir zu Hause hängt noch ein Aquarell einer russischen Spätwinterlandschaft im Tauwetter, gemalt von einem deutschen Kriegsgefangenen.

Sogar eine romantische Liebesbeziehung entwickelte sich zwischen einem der inzwischen erwachsen gewordenen Mädels und einem jungen Soldaten, die von den Freunden und Kameraden gleichermaßen unterstützt wurde, indem einer der großen Jungs den Platz des betreffenden verliebten Soldaten in der Arbeitskolonne einnahm, welche zum wöchentlichen Saunabesuch geführt wurde. Nach der Sauna wurde dann der Rücktausch wieder vollzogen. Da diese Episode (ob und wie oft sie sich wiederholt hat, weiß ich nicht) keine Folgen hatte, glaubten alle, dass sie der Führung des Gefangenenlagers nie bekannt geworden war. Erst bei der Auflösung des Gefangenenlagers teilte eine Angehörige der Lagerführung dem betreffenden Gefangenen mit, dass man über *jeden* Kontakt nach außen informiert war, aber es sei ihnen ein zufriedener Gefangener lieber gewesen, als ein Flüchtiger und wünschte ihm für seine Zukunft alles Gute.

Heimkehr

Das Ende der Dienstverpflichtung unserer Väter war für uns nicht absehbar. Anfragen diesbezüglich wurden stereotyp mit „sawtra budjet (morgen wird sein)!“ beantwortet. Diese Frage wurde ab 1950 drängender gestellt, als es sich herumsprach, dass in diesem Jahr bereits eine Gruppe deutscher Zwangsverpflichteter aus Leningrad nach Deutschland zurückgeführt worden war. 1951 durfte auch die Witwe eines bereits 1949 verstorbenen Spezialisten aus unserer Gruppe heimkehren.

Im Januar 1952 wurde es Gewissheit: Es geht für die erste Gruppe von 19 Spezialisten, darunter auch wir, bald wieder zurück in die Heimat!. Es wurden Kisten und anderes zur Verpackung unserer Utensilien geeignetes Material angeliefert und in den großen Treppenhäusern aufgehäuft. Bis zum 9. 1. mussten alle unsere Habseligkeiten verpackt und die Kisten beschriftet sein. Am Morgen des 10.1., 8.00 Uhr rückten eine Arbeitsskolonne und etwa 10 LKWs mit Kranwagen an, und in einer für damalige Verhältnisse schier unglaublichen Geschwindigkeit wurden die Sachen verladen und bis 14.00 Uhr im bereitstehenden Eisenbahnzug verstaut. Der Abschied war tränenreich denn der größere Teil der Zeiss-Spezialisten wurde noch gebraucht musste zurückbleiben. Am Abend um 21.30 Uhr setzte sich der Zug in Richtung Heimat in Bewegung. Am 13. 1. wurden wir in Brest umgespurt und absolvierten die Zollkontrolle. Am frühen Morgen ging es weiter bis nach Wolfen, wo wir am 17. 1. Mittags von einer Zeissabordnung auf deutschem Boden mit Kaffee, Brötchen und einem Taschengeld begrüßt wurden Dann ging es ab 16.00 Uhr auf die letzte Etappe mit Bussen nach Jena, wo wir im Schwarzen Bären mit Bratwurst und Freibier begrüßt wurden.



Unsere Wohnung in Jena war zwar wieder freigelenkt, konnte aber noch nicht bezogen werden, weil unsere Möbel noch unterwegs waren. So mussten wir die nächsten Tage noch ziemlich beengt bei meiner Tante und ihrem Schwager „unterschlüpfen“, bis unsere Möbel angekommen waren.



1

Ich 1951 in Schemilowka